



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Litteratur

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

geben haben, dennoch die Schutzollbewegung wieder erstarken kann und das Drängen auf Zollerhöhung bei den Regierungen Entgegenkommen findet, ist ein Zeichen einer bedauerlichen Schwäche gegenüber der wirtschaftlichen Selbstsucht und der Partei-leidenschaft. Es ist vorauszusehen, daß wir bei dem Erstarken solcher Neigungen hüben und drüben in wirtschaftliche Kämpfe hineintreiben, die dem Wohlstande beider Länder, Deutschlands wie der Vereinigten Staaten, Wunden schlagen werden. Wie immer Mac Kinley von Schutzöllnern und Großkapitalisten abhängig sein mag, es ist doch klar, daß die Bestrebungen unsrer Schutzöllner den amerikanischen Gesinnungsgegnossen Wasser auf die Mühle liefern. Schutzöllnerische Weisheit ist es bekanntlich, daß man in dem Bestreben, künstlich die Ausfuhr zu fördern und die Einfuhr zu hemmen, einander gegenseitig zu überbieten suchen solle. Neuerdings hat es sich namentlich in der Zuckerfrage gezeigt, zu welchen Thorheiten dies Bemühen führt. Aber die Schutzöllner sind unbelehrbar.

Das Erstarken der wirtschaftlichen Selbstsucht drängt das Gefühl der Gerechtigkeit gegen die untern Volksklassen zurück. Das zeigt sich auch in Amerika. Bryans Programm hatte trotz seiner Wunderlichkeiten einen gesunden Kern. Er wollte den Trusts zu Leibe gehen und versprach wirtschaftliche Reformen. Die Doppelwährung aber ist ein ganz verfehltes wirtschaftliches Heilmittel, und Bryan erregte Mißtrauen durch den offenbaren Sozialismus seines Programms. Mac Kinley nimmt die ungerechte Ausbeutung in Schutz. Darum wird aber auch das Drängen auf Reformen nicht nachlassen, und schließlich wird doch die Gesetzgebung diesem Drängen nachgeben müssen, wenn man nicht die Gefahr des Umsturzes der Gesellschaftsordnung heraufbeschwören will. Die Besitzenden sind durch den letzten Wahlkampf gewarnt; vorläufig freilich scheinen sie die Warnung nicht zu beachten.



## Litteratur

Fürst Bismarck und der Bundesrat. Von H. von Poschinger. Erster Band. Der Bundesrat des Norddeutschen Bundes. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1897, XII und 350 S.

Der Verfasser bietet keine zusammenhängende Darstellung seines Gegenstandes, sondern ein reiches, authentisches Quellenmaterial zu einer solchen, zu der zwar die noch nicht veröffentlichten Verhandlungen des Bundesrats nicht gehören, wohl aber eine Menge anderer Drucksachen, Zeitungsberichte, Briefe und eigne Erfahrungen, da Poschinger seit 1876 in demselben Hause mit dem Bundesrate gearbeitet hat. Die Einleitung des vorliegenden ersten Bandes behandelt die Entstehung des Bundesrats vom 13. Dezember 1866 an, an dem Graf Bismarck, zwei andre Entwürfe der Bundesverfassung (von Max Duncker und Savigny) kurzweg beiseite schiebend, „aus dem Kopfe“ Lothar Bucher die entscheidenden Abschnitte über Bundesrat, Bundespräsidium und Reichstag diktirte, bis zum 17. April 1867, wo er die Annahme der Bundesverfassung durch die Regierungen mitteilte. Ein eigen- tümliches Leben erhält dieser Abschnitt durch die Briefe des herzoglich anhaltischen Bevollmächtigten C. Fr. F. Sintenis an seine Angehörigen, Schreiben voll der

interessantesten Einblicke in die Stimmung der kleinstaatlichen Bevollmächtigten, denen es bei dem Eintritt in diese neuen Verhältnisse ziemlich unbehaglich zu Mute war, bis sie sich meist in begeisterte Mitarbeiter des großen Staatsmannes an ihrer Spitze verwandelten. Es folgen in vier Abschnitten die vier Sessionen des Bundesrats 1867 bis 1870. nämlich vom 15. August bis 10. Dezember 1867, vom 7. März bis 15. Dezember 1868, vom 15. Februar bis 18. Dezember 1869 und vom 30. Januar bis 20. Dezember 1870. In jedem Abschnitt werden zunächst die äußern Lebensumstände der Bevollmächtigten genau angegeben, sodann die Arbeiten des Bundesrats nach den einzelnen Gegenständen zusammengefaßt. Ein belebendes persönliches Element bringen in diese Kapitel die Briefe, die der Koburg-gothaische Staatsminister Freiherr von Seebach an seine Tochter Wanda, an die spätere Gemahlin des Oberhofmeisters von Noethe, richtete. Sie beginnen, von einigen Schreiben aus Frankfurt am Main zur Zeit des Fürstentages im August 1863 abgesehen, mit dem 11. August 1866 von Berlin aus, also wenige Tage nach der Rückkehr des Königs und Graf Bismarcks aus Böhmen (5. August), noch unter dem peinlichen Eindrucke der französischen Entschädigungsansprüche, und reichen bis zum 14. Dezember 1869. Die Stimmung ist anfänglich eine ganz ähnliche wie bei Sintenis, zurückhaltend, unbehaglich, schwarzseherisch; erst allmählich wird sie zuverlässlicher. Für die Charakteristik Bismarcks, des Berliner Hofes, der Bundesratsmitglieder und des Lebens mit ihnen bieten diese Briefe noch mehr als die von Sintenis. Aus dem ganzen Buche aber ergiebt sich mit aller wünschenswerten Deutlichkeit, mit welcher Hingebung und welch unverdrossenem Fleiße der Bundesrat in aller Stille von seinem Anfang an gearbeitet und die gesetzlichen Grundlagen zum Norddeutschen Bundesstaate, also zum Reiche geschaffen hat.

Lebenserinnerungen eines Schleswig-Holsteiners. Von Dr. Henrici. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt, 1897. VIII und 192 S.

Der Verfasser, zuletzt Senatspräsident am Reichsgericht, bis er sich 1891 in den Ruhestand nach Berlin zurückzog, wurde 1816 in Augustenburg auf der Insel Alsen geboren, wo sein Vater, der aus Altona stammte, Leibarzt des Herzogs Christian August, des Vaters Friedrichs (VIII.), war. In dieser ländlichen Umgebung wurde er privatim zur Universität vorbereitet und bezog diese 1834 in Kiel. Nachdem er 1838 das damalige schwere „Amtsexamen“ bestanden hatte, trat er als unbesoldeter Auskultant beim holsteinischen Obergericht in Glückstadt ein und war, obwohl verheiratet, noch in dieser Stellung, als die Erhebung von 1848 ausbrach. Diese berief ihn zu einer Art von politischer Thätigkeit, denn die provisorische Regierung der Herzogtümer, der er sich in gut deutscher Gesinnung zur Verfügung stellte, schickte ihn als Polizeimeister nach Apenrade, also auf einen sehr ausgesetzten Posten, wo starke nationale Gegensätze aufeinanderstießen, und es nur einer Verbindung von Festigkeit und Gerechtigkeit gelingen konnte, sich zu behaupten. Von dort zurückgekehrt, trat er im Februar 1849 als Obergerichtsrat in Glückstadt ein, überstand als solcher die Katastrophe, nur daß er nicht befördert wurde, und erlebte die Bundesexekution und den deutsch-dänischen Krieg 1863/64. Wie die Mehrzahl der Schleswig-Holsteinern, sah er in der Anerkennung des besetzten Erbrechts Friedrichs (VIII.) zunächst die einzige Möglichkeit, die Verbindung mit Dänemark zu lösen, und verweigerte mit den meisten Beamten den Huldigungseid für Christian IX., aber mit der Ankunft des Herzogs vor der Entscheidung der Erbfolgefrage war er nicht recht einverstanden und stellte sich auch nicht ihm,

sondern der neuen „holsteinischen Landesregierung“ in Kiel zur Verfügung. Als deren Präsident suchte er ihre Selbständigkeit den Bundestagskommissaren gegenüber nach Kräften zu wahren, unterstützte daher auch gegen deren Willen soweit möglich den Vormarsch der preußisch-österreichischen Truppen nach Schleswig und trat 1864 in die von Preußen und Österreich gebildete schleswig-holsteinische Landesregierung über. Über seine damalige Stellung zu Herzog Friedrich hat sich nach der Veröffentlichung des Buchs ein lebhafter, meist in der (freisinnigen) Kieler Zeitung geführter Streit mit Otto Jensen und Karl Samwer (dem Sohne des herzoglichen Vertrauten von 1864) entsponnen. Denn während Henrici dem Herzog, für den er persönlich die lebhaftesten Sympathien hegte, von Anfang an zu einer möglichst raschen Verständigung mit Preußen auf jede Bedingung geraten haben und dadurch in scharfen Widerspruch mit Jensen und Samwer getreten sein will, wird das von der andern Seite lebhaft bestritten und die Geneigtheit des Herzogs zu solchen Zugeständnissen schon im Februar 1864 betont. In diesen Streit einzutreten ist nicht dieses Orts, sondern Sache einer Fachzeitschrift; jedenfalls hat Henrici die Feststellung der von ihm erzählten Thatsachen dadurch erschwert, daß er fast niemals genaue Zeitbestimmungen giebt. Dies aber beruht wieder darauf, daß er offenbar bei seiner Darstellung wesentlich auf „Erinnerungen,“ nicht auf urkundlichem Material, Tagebüchern, Briefen usw. fußt. Dies nötigt bei der Benutzung seines Buchs zu großer Vorsicht im einzelnen, denn es ist ganz unvermeidlich, daß sich ohne schriftliche Aufzeichnungen das Bild der Dinge verschiebt und anders färbt, was natürlich der subjektiven Wahrhaftigkeit des Verfassers keinen Eintrag thut. Er erscheint überall als ein kluger, selbständig urteilender, entschlossener Mann von großer Mäßigung und starkem Selbstgefühl und zeigt sich als solcher nicht nur in der Beurteilung bedeutender Persönlichkeiten, wie des Herzogs Friedrich und seines Vaters, sowie der Verhältnisse des Landes und seiner Parteien, sondern auch in der nachdrücklichen Art, mit der er die Behauptungen Sybels und Maurenbrechers, die Landesregierung von 1864 sei nur ein willenloses Werkzeug des „Augustenburger“ gewesen, und in dem Abfindungsvertrage des Herzogs Christian August über die Abtretung seiner Güter an Dänemark 1852 habe ein Verzicht auf die Thronfolge in Schleswig-Holstein zu Gunsten des „Protokollprinzen“ Christian (IX.) gelegen (die Grundlage des Gutachtens der preußischen Kronsynici) in einem besondern Abschnitte ausführlich widerlegt. Henrici schied mit der Auflösung der holsteinischen „Oberdikasterien“ 1. September 1867 aus seiner Heimat, um nach Berlin überzusiedeln, zunächst als Rat des Oberappellationsgerichts für die neuen preußischen Provinzen, später als Vizepräsident des Obertribunals. Am Reichsgericht, dem er den letzten Abschnitt seiner „Erinnerungen“ widmet, war er seit dem 1. Oktober 1879, also seit der Eröffnung, angestellt.

[Die] Deutsche Metrik in ihrer geschichtlichen Entwicklung von Friedrich Kauffmann. Neue Bearbeitung der aus dem Nachlaß Dr. A. F. C. Vilmar's von Dr. C. W. M. Grein herausgegebenen „Deutschen Verskunst.“ Marburg, N. G. Elwert, 1897

Daß diese Bearbeitung der Vilmar'schen Metrik nicht so eine runde und tüchtige Neuschöpfung hat werden können, wie Kauffmann's Bearbeitung von Vilmar's deutscher Grammatik, liegt daran, daß diese Metrik auch in ihrer alten Gestalt bereits wesentlich moderner war als die Grammatik, und andererseits die neuere Forschung auf metrischem Gebiete noch nicht so unumstößliche Ergebnisse wie auf grammatischem gewonnen hat. Am wenigsten gilt das noch von der altgermanischen Metrik, die Kauffmann in der Hauptsache im Anschluß an die grundlegenden Arbeiten von

Sievers klar darstellt. Schon zweifelhafter ist im einzelnen die Art, wie er monopodische und dipodische Verse (Verse von annähernd gleichem Taktwert und Verse mit ausgesprochenen Taktgruppen) scheidet. Die erste Strophe von Mignons Lied bezeichnet er z. B. als monopodisch, während sich in der That jede Zeile aus einer Zweizeit, einer zweizeitigen und dreizeitigen Gruppe zusammensetzt: Kennst du das Land — wo die Citronen blühen, Im dunkeln Laub — die Goldorangen glühen, Ein sanfter Wind — vom blauen Himmel weht, Die Myrte still — und hoch der Lorbeer steht. Eben diese Strophe giebt auch Anlaß, auf den bedeutlichsten Zug in dieser Metrik hinzuweisen. Kauffmann betont (§ 167): Kennst du das Land, während die ganze übrige Strophe in regelmäßigen Jamben verläuft; er betont (§ 150): Wohlthätig ist des Feuers Macht, während auch hier der sich anschließende Abschnitt in ungestörten Jamben dahinschreitet. Wir sind der Ansicht, daß in beiden Fällen das rhythmische Gefühl unsrer Dichter einen Jambus im Auftakt gemeint hat, der durch sogenannte schwebende Betonung in der etwas gehobnen Sprache der Deklamation auch durchaus unanstößig vorgetragen werden kann. Kauffmann dagegen lehrt mit einer absprechenden Bestimmtheit, die seinem ganzen Buch eine unnötige Schärfe giebt, daß unsre Klassiker hier in „freien Rhythmen“ — einer Schöpfung Klopstocks, die er über Gebühr preist, denn die Geschichte hat sie nur dürftig bestätigt — die antiken Schemata gesprengt hätten. Verhängnisvoll wird dieses Prinzip namentlich da, wo er es auch für ältere Zeiten aufstellt, wo er auch für Weckherlins, ja für Hans Sachsens Verse verlangt, sie nicht skandierend, nicht nach der technischen Ordnung der Versfüße, wie er sich § 166 ausdrückt, sondern nur nach deklamatorischen Grundsätzen zu lesen. Daß das nur eben leider die deklamatorischen Grundsätze aus dem Ende des neunzehnten Jahrhunderts sind, in die er hier den guten Hans Sachs hineinzwängt, das sich zu sagen, hat er nicht genug geschichtlichen Sinn, er verkennt die stärkere Gebundenheit früherer Zeiten gegenüber dem rhythmischen Rahmen. Eine Klopstockische und eine Opitzische Stelle mögen zeigen, in welche logischen und sprachgeschichtlichen Fällen er denn auch dabei geraten ist. Klopstocks bekannte Ode auf den Züricher See beginnt:

Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht  
Auf die Fluren verstreut; schöner ein froh Gesicht,  
Das den großen Gedanken  
Deiner Schöpfung noch einmal denkt.

Kauffmann betont die letzte Zeile: Deiner [deiner] Schöpfung noch einmal denkt. Er glaubt, damit dem antiken Schema gegenüber die moderne, auch von Klopstock gewollte Freiheit hergestellt zu haben. Diese Freiheit verlangt ja aber vielmehr die Betonung: noch einmal! „Noch einmal“ betonen wir nur, wenn wir wenigstens das dritte mal meinen. „Noch einmal“ ist nun aber in der Strophe ganz undenkbar, also wird es wohl bei „noch einmal“ bleiben. Bei Opitz heißt es in einer aus lauter tadellosen Jamben gebauten Alexandrinerstrophe in der zweiten Hälfte der dritten Zeile: „Du lebendiger Tod.“ Wer unbefangen die Strophe von vorn liest, wird unwillkürlich, so sehr uns auch heute die Betonung „lebendig“ in Fleisch und Blut übergegangen ist, im ersten Augenblick Anlauf nehmen, lebendiger zu betonen. Er thäte ganz Recht damit: in der That ist das Wort im siebzehnten Jahrhundert noch überwiegend so, wie es ja auch sein Sinn von Hause aus verlangt, betont worden. Kauffmann betont lebendiger, schlägt dem Rhythmus und der Wortgeschichte ins Gesicht, rettet aber das deklamatorische Prinzip — unsrer Zeit!

Mecklenburgische Volksüberlieferungen. Im Auftrage des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde gesammelt und herausgegeben von Richard Wossidlo. Erster Band: Rätsel. Wismar, Hinstorffsche Hofbuchhandlung, 1897

Diese gediegne Sammlung von mehr als tausend niederdeutschen Rätseln und Rätselsagen und =Märchen, meist unmittelbar vom Munde des Volkes weg aufgezeichnet, stellt der Organisation und Leitung der Arbeiten zur Volkskunde Mecklenburgs ein schönes Zeugnis aus. Sie ist eine Quelle ersten Ranges für eine wissenschaftliche Darstellung des bildlichen Volksdenkens, aber auch für weitere Kreise eine Quelle gutmütig-kindlichen und derben Humors, wie wir nur wenige kennen.

Wenn in dem sorgfältigen Wörterverzeichnis unter den Diminutiven neben der Gruppe auf -ken auch eine auf bloßes -k aufgenommen worden wäre (z. B. in nägelk, Nefke, und up lütt radunk, auf einem kleinen Scheunchen), so hätte sich wohl auch noch das eine der drei Fragezeichen erledigt, die der Herausgeber hat stehen lassen müssen: mümmelk ist hochdeutsch Mummelchen und meint ohne Zweifel ein murmelndes Wasser; man denke an den Mummelsee Grimmselshausens. Das Gesprächsrätsel, in dem das Wort vorkommt, heißt:

Mümmelk, wo wisst du hento? —  
Kruuskopp, wat gelt di dat an!  
ik loop so wiet, as ik kamen kann.

Kruuskopp ist der Weidenbaum.

Aus dem Verlage von Friedrich Andreas Perthes liegen uns mehrere Neuigkeiten vor. Wilhelm Herbsts Hilfsbuch für die deutsche Literaturgeschichte ist in der Bearbeitung von Emil Breuning insofern eigentlich zu einem neuen Buche geworden, als die engen Grenzen, die sich Herbst gezogen hatte, wesentlich erweitert worden sind, sodaß jetzt der Entwicklungsgang der deutschen Litteratur, zwar in knapper Darstellung, aber doch vollständig, von ihren Anfängen bis zu den Erscheinungen der jüngsten Vergangenheit vorliegt. Entsprechend dem Zwecke des Buches, als Grundlage für den höhern Unterricht zu dienen, sind die Litteraturangaben kurz gehalten, jedoch so beschaffen, daß sie alles zum Weiterstudium nötige enthalten. Das Urteil über die zur Sprache kommenden litterarischen Erscheinungen ist im allgemeinen durchaus nüchtern und angemessen, wenn man sich auch kaum eines Lächelns erwehren wird, Felix Dahn als Romanschriftsteller verhältnismäßig ausführlich erwähnt, Theodor Fontane dagegen ganz übergangen zu sehen.

Von den zehn zu einem Bande vereinigten Vorträgen des verstorbenen Professors Alfred Schulz ist wohl der interessanteste der über die Entdeckung Amerikas mit der wahrheitsgetreuen Schilderung der Leiden, die die deutschen Auswanderer nach Amerika noch im vorigen Jahrhundert zu erleiden hatten, wo die mangelhafte Verpflegung auf den Segelschiffen während der langen Überfahrt zahlreiche Opfer forderte, und der mittellose Auswanderer, sobald er den Boden der neuen Welt betreten hatte, den Überfahrtspreis mit jahrelanger Sklaverei bezahlen mußte.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig  
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig